

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

211 (12.9.1931) Die Mußestunde

Die Mußbestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

37. Woche 51. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 12. September 1931

Wenn die Sonne sinkt

Die Sonne blinkt
So müd und mott —
Von Baume sinkt
Zeit Blatt um Blatt. —
Der Tag vergeht,
Die Nacht wird schwer —
Und Herz und Weib
Die Wiesen leer. —
Die Ästern blühen,
Ein hunder Sang —
Die Wolken ziehn
Um Feld und Gang. —
Dumf liegt die Stadt,
Ein graues Meer —
Das Sehnsucht hat
Nach Licht und Meer. —

Rurt Kaiser-Blüt

Dichtung in dieser Zeit

Von Fritz Rosenfeld

Die Literaturgeschichte kennt keine in sich geschlossene literarische Bewegung, die an Wirkung in die Breite und in die Tiefe mit dem Naturalismus des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts verahnen werden könnte. Die naturalistische Welle ist in Deutschland nach der Jahrhundertwende wohl abgeebbt, aber sie ist niemals ganz verschwunden. Große literarische Gebiete wie das englische und amerikanische Schrifttum, hat sie erst später erfasst; was einst Emile Zola als naturalistischer Gesellschaftskritiker für Frankreich bedeutete, wurde erst viel später John Galsworthy für England, Theodor Dreiser und Sinclair Lewis für Amerika. Selbst in fernere, gegen das Abendland abgeschlossene Literaturen wie die japanische drang der Naturalismus ein (Aokunagaas „Straße ohne Sonne“).

Der Naturalismus war eben nicht nur eine literarische Richtung, er war soziale und politische Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit. Je größer das allgemeine Interesse an sozialen und politischen Problemen wurde, je breiter die Publizistikschichten wurden, die im Roman und auf dem Theater die Darstellung dieser Probleme suchten, um so tiefer mußte der Naturalismus, die Kunst des Nachgehaltens gegenwärtiger Wirklichkeit, sich im Bewußtsein der Menschheit verankern. Die deutsche Literatur hat die Periode der Neumontik und des Expressionismus durchgemacht, aber unter diesen beiden Richtungen floß als unsichtbarer, stets vorhandener Strom die naturalistische Bewegung weiter. Wie ein Fluß im Karstland trat sie hier und dort wieder ans Licht.

Aber auch an einem literarischen Prinzip konnten die ungeheuren Wandlungen, die sich in den letzten drei Jahrzehnten vollzogen, nicht spurlos vorübergehen. Der „konsequente“, der strenge Naturalismus der neunziger Jahre gehört der Literaturgeschichte an. Eine neue Zeit fand auch für die alten literarischen Bestrebungen neue Formen. Was vor vierzig Jahren „Naturalismus“ genannt wurde, heißt heute „Neue Sachlichkeit“. Was im Jahre 1890 bezeichnende künstlerische Wiedergabe lebendigen Lebens sein wollte, nennt sich heute mit dem Modemort anspruchsvoll „Reportage“. Doch nicht nur die Bezeichnungen haben sich geändert, auch die Einstellung des Autors zu seinem Thema, seinem Stoff, also letzten Endes zur Wirklichkeit, zum Leben. Der Naturalismus strebte durch die Schilderung sozialer Not und sozialer Unrecht als gefühlsmäßige Erschütterungen an, er war bewußt sentimental. Die „Neue Sachlichkeit“ verdammt jedes Gefühl, sie will die Dinge nackt vor den Leser hinstellen, sie arbeitet mit Zahlen und Statistik, sie wendet sich an den Verstand. Ist das noch Dichtung? Im Sinne der alten Poetik, die unter Dichtung die seelische Erschütterung des Menschen durch das geformte

Wort versteht, sicher nicht mehr. Und gar die Reportage? Hat sie mit Dichtung überhaupt noch etwas zu tun? Der Naturalismus suchte in das Wesen der Erscheinungen einzudringen, sie in Zusammenhang zu stellen, die eberne Kette von Ursache und Wirkung zu schließen. Die Reportage zeigt das äußere Gesicht der Dinge, ihre Oberfläche, sie ist nicht das Ergebnis gründlicher, eindringlicher Forschung, sondern flüchtiger Begegnung mit dem dargestellten „Objekt“. Der Dichter, auch der naturalistische, suchte den ungeborenen Stoff, den die Wirklichkeit bietet, zu komprimieren, auf die charakteristische Formel zu bringen, zum Gleichnis zu steigern. Alle Dichtung ist Schaffung von Gleichnissen, ist die Erhebung des typischen Falles zum Symbol. Der vom Wahn der neuen Sachlichkeit (gibt es denn eine alte?) besessene Reporter, „Dichter“ klammert sich verweigert an das Detail, überschätzt das Detail den Einzelfall, weil er nicht über ihn hinaus zum wesentlichen Kern der Erscheinungen zu bringen vermag. Aus seiner Not macht er nun eine Tugend. Eine Zeit, die keine Phantasie mehr hat, die nicht mehr fähig ist, Erlebtes, Erfundenes, aus dem uralten Leben zusammengedrücktes Gleichnis zu schaffen, lehnt die Phantasie ab und erhebt die Wirklichkeit zu ihrem Gott.

Die Zeit des Naturalismus war eine faule, in rasendem Aufstieg begriffene Epoche. Wissenschaft, Technik, Industrie sahen dem Leben ganz neue Perspektiven. Die Natur schien enträtselt, sie war nicht mehr Dämon, den die primitiven Völker angstvoll anbeteten, sie war wie ein bekannter Körper, den der Dichter-Geist aus seinen Schiller-Zuhörern öffentlich zersetzte. Immer hatten gefällige Seiten eine realistische, zerrissene, verzweifelte Epoche, eine romantische, idealistische Dichtung. Nur in unserer, soviel nicht gefälligen, dafür aber sehr zerrissenen und beispiellos verzweifeltsten Zeit sollte die Wirklichkeit, die glücklos ist, zum Gott werden? Gewiß. Wir brauchen heute notwendiger als je den nächstern, kritischen Verstand, Gefühlsüberhöhung und tauschvernebelnde Romantik wäre heute gefährlicher als je. Ist aber jedes Gefühl schon verachtungswürdig, „sentimental“, jedes bühnen Romantik schon reaktionär? Und lassen literarische Entwürfungen sich von politischen Notwendigkeiten bestimmen?

Nein. Die Dinge liegen in Wirklichkeit ganz anders. Die „Neue Sachlichkeit“ existiert nur in den ästhetischen Abhandlungen der Literaten, nicht aber in der literarischen Wirklichkeit. Es gibt kein einziges Buch, das für die „Neue Sachlichkeit“ bezeichnend und repräsentativ wäre. Es gibt nur Theorien, keine Erfüllung. Und die graulame Verquickung von Reportage und Dichtung ist ein Trick jener Literaten, die ihren Phantasiehandel zur Unfruchtbarkeit verurteilen würde, hätten sie nicht eben jenen Notausgang in das Reich der Reportage entdeckt. Reportage ist eine Sache des Tages, Dichtung immer konzentrierter dokumentarischer Niederschlag des Tages für die Nachwelt. Reportage ist Senjation, Dichtung ist Geistesgeschichte. Diesen Unterschied räumt kein noch so beherrschter literarischer Talmudismus aus der Welt.

Wenn man die großen Autoren gerade der Länder, die heute als Beweis für die alleinseligmachende Theorie von der neuzeitlichen Reportage herangezogen werden, näher betrachtet, so entpuppen sie sich zumeist als heimliche Romantiker. Die interessantesten Literaturen unserer Zeit sind die russische und die amerikanische. Die russische vor allem wird als „Reportage“, als Wirklichkeitsbericht gepriesen. Gewiß, die zahlreichen kleinen Mitläufer der neurealistischen Dichtung, die so fleißig ins Deutsche übertragen werden, erzeugen Bürokratieaschbilderungen und Fälschungsresplanzungen nach dem Reportagegeheimnis. Aber die Dichter? Scholochow's Kriegstromane „Der stille Don“ ist eine blutvolle schaurige Ballade, Panferow's Bauerndichtungen von den „Habenichtsen“ stehen literarisch neben Knut Hamsun. Galdows Bücher kämpfen gegen die kalte, starre Vernunft, die die Neuschichtlichen verherberlichen, sie sind durchtränkt mit Wirklichkeitsromantik, und gar der begabteste der neuen Russen, Leonid Leonow, ist ein Romantiker nicht nur in seinem Fühlen, sondern auch in der Form seiner Bücher; im „Dieb“ leben alle Trübsal und Spielereien der romantischen Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts wieder auf.

Er wählte die Abfahrt und Anfahrtszeiten aller Flüge sowie die Haltestellen der einzelnen Strecken. Er zählte die Namen aller Passagiere auf, die von den Krillereisern des italienischen Seeres gefahren werden, wählte die Bevölkerungsstatistik sowie andere statistische Angaben in jedes Landesbezirk, die Namen der Kapellmeister aller Regimenter und aller Regimentsmützen und konnte ebenso mit Telefonnummern und Daten, die sich auf ferne Länder bezogen, aufwarten. Man hatte den Eindruck, wie wenn sein Gehirn ein ganz großes Verzeichnis darstellte.

Literatur

Wie an dieser Stelle besprochenen und angelegentlich Bücher und Zeitschriften können von unserer Verlagsbuchhandlung bezogen werden.

Eine Fabrik ohne Menschen, einen Betrieb, der fähig ohne Arbeiter zehntausend Kraftwagenrahmen mit tausend sternen fähigen zusammen baut, schillert uns die Monatshefte für Technik und Industrie, „Technik für alle“, Verlag Diet & Co., Stuttgart; (Preis im Vierteljahr: 3 reichsmarkierte Hefte, dazu eine Beilage 2,25 M gebietet bzw. 2,90 M geb., einzelne Hefte je 75 Pfg.) in ihrem Septemberheft. Ein anderer Aufsatz des Heftes „Moderne Hochleistungsdrücke“, behandelt derzeitigen Stand und Ausichten der modernen Druckmaschinenbau. Ein Berufsbeschäftigter setzt uns gründlich die den wichtigsten bekannten Grundstoffen für den Verbrauch flüssiger Kraftstoffe Benzol, Benzol, Alkohol auseinander. „Die Gleichstromröhre gekunden“ unterrichtet uns über diesen von vielen erlebten Fortschritt, der dem an ein Gleichstromnetz angegeschlossenen Stuhlhörers das Leben erleichtert wird. Der Weltflug von West und Ost in 8 Tagen um die Welt wird kritisch beleuchtet und auf seine Zukunftsaussichten untersucht. „Kupferbeschäftigung und Altimetallverarbeitung“ behandelt ein für die deutsche Wirtschaft bedeutungsvolles Thema am Beispiel eines Großbetriebs der Kabelindustrie, dem Kabelwerk Oberpre. „Diathermie mit Ultraturbulenzen“ bespricht Fortschritte, die für die ärztliche Praxis und damit für jeden so bedeutungsvoll sind. „Eine neue primäre Kraftanlage“, eine wirtschaftliche neue Energieerzeugung aus der Wärmeenergie von Wasserstoffgasen, hat ein Engländer voranschauen und bereits in die Praxis überführt. „Einsparungen eines Bräutertafels durch Kestern“ — Eine kombinierte Handbillschere — Kastenradkarte — Das Aufstehen als Helfer des Ingenieurs — Das derzeit größte Amphibienflugzeug, sowie weitere Verbindungen, stellen den neuesten Stand der Technik auf vielen Gebieten fest. „75 Fragen aller Arbeitsvorgänge irgendwo demig“ ist das Schlagwort, dessen Berechtigung uns der Geschäftsführer der Dedema darlegt. Technische Zeitschriften aus aller Welt berichten über technische Arbeit in allen Erdteilen. Eine Preisauflage, für deren beste Lösung ein Geldpreis ausgesetzt ist, fordert ausführlichen Vorschlag für bestmögliche Einrichtung einer Garcinhausabteilung. Gleichfalls ein Geldpreis winkt dem, der drei in diesem Heft abgeleitete technische Probleme, technische Aufgaben, Zeitschriften, Zeitschriften, technische Angaben über Hausüber aller Zeiten, eine Umschau über technische Begegnungen und vieles andere bringt. Diese sehr gut gestaltete, anregend zusammengestellte Heft, das eine Menge allgemein wichtiger und sachlich korrekter Informationen in leicht verständlicher Form enthält.

„Kleine Sternkunde“ von Robert Henning, 3. völlig neu bearbeitete Auflage (19. bis 23. Zahlen) mit 29 Abbildungen im Text und 33 Bildern auf 16 Tafeln und einer abwechselnden Sternkarte, Grandh'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart (Kosmos-Verlag), Preis gebietet 2,50 M, in Ganzleinen gebunden 4.— M. — Was wir vom Sternhimmel wissen, von der Erde und den anderen Planeten, von Sonne und Mond und ihren Finsternissen, von Sternbildern und Sternschnähen, was wir von Sonnen und Welten jenseits unserer Sonne und unserer Welt erkennen und durch sorgfältige Analysen erschließen können, das erzählt Robert Henning in dem Bändchen „Kleine Sternkunde“ (Grandh'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart, geb. 2,50 M, in Ganzleinen 4.— M.). Robert Henning ist der Mann, der diese schweren Dinge, deren Verständnis der Spezialarbeit von Fachmännern vorbehalten zu sein scheint, so klar und so anschaulich zu erklären, den Leuten so spröden Stoff astronomischer Wissenschaft durch ein verständlich flüssig Fortschreiten von Sachlegenden zu den fernsten Dingen so reizvoll und lebendig zu machen versteht, daß man das Bändchen mit wachsendem Interesse, ja mit Genuß und Spannung liest. — Die „Kleine Sternkunde“ von Robert Henning ist ein Buch, das allen, die etwas von den Sternen und ihren Gesetzen wissen wollen, aufs wärmste empfohlen werden kann, das in Haus und Schule weiteste Verbreitung finden sollte, das wie wohl kein anderes Werk geeignet ist, Kunde von der Sternwelt und Verständnis für das kosmische Leben, für Weltgesetze in weiteste Kreise zu tragen.

Die Wechselrede. Von Dr. Ostlein. Verlag W. B. Stollfuß, Bonn (H. Sch. No. 76183 Köln), 1,25 M. In neuer Auflage erschien dieses wichtige Bändchen der Schriftenreihe „Hilf dir selbst“. Der Verfasser hat in sehr übersichtlicher Weise alles Wesentliche über die verschiedenartigen Wechselreden dargestellt und erläutert. Alle Gewerbetreibenden sowie deren Angehörige, insbesondere aber auch Handwerker, können aus dem Bändchen ihr Wissen über das Wechselreden erweitern. Auch der Wechselredler mit der Reichsbank wird in einem besonderen Abschnitt behandelt. Die Anschaffung ist jedem zu empfehlen, der sich über das Wechselreden unterrichten will.

Schwangerchaft. Wer kennt heute den Befruchtungsvorgang, wer den eigentlichen Zusammenhang in den Beziehungen zwischen Mann und Weib? Es war höchste Zeit, daß gegen die Fäulnis von Schwand in Büchern und Mitteln ein Mann in der Gestalt des Dr. med. Kurt Müller veröffentlichte Buches „Schwangerchaft“ errichtet wurde. (Gans Hedevis's Nachf. Curt Rommer, Leipzig C. 1. Verlag für Volkswohlfahrt und naturgemäße Gesundheitspflege; Preis 1,50 M.) In ihm ist in einer dem Laien verständlichen Sprache — durch Abbildungen erläutert — endlich einmal ein Werk geschaffen worden, das auf dem Gebiete bahnbrechend wirken wird. Was überhand über die intimen Beziehungen zwischen den Geschlechtern zu sagen ist, ist hier gesagt. Es gibt kein diesem gleiches Buch, das so verboten wäre, wenn nicht der Inhalt von so überwältigender Wichtigkeit und gründlicher Sorgfalt wäre, daß es in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet sein mußte. Von einem erfahrenen Frauenarzt, der zugleich ein großer Menschenfreund ist, geschrieben, verdient es das größte Interesse, das ihm schon Tausende dankbarer Leser entgegengebracht haben.

Wörter- und Sündenland. Ein monatlicher Ratgeber für Mütter und Kinderfreunde. Erscheint 75 Pfg. — „Mütter- und Kinderland“, die weitverbreitete, in allen Elternkreisen als nützlicher Ratgeber angebotene Zeitschrift dient dazu, allen, die Säuglinge und Kleinkinder zu betreuen

haben, mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Jedes Heft gibt aus der Erfahrung gewonnene Anleitungen zur gesunden Pflege, Ernährung und Behandlung des Kleinkindes. Herzliche Autoritäten äußern sich zu den vielerlei Krankheitsbeschwerden, während andere bekannte Mitarbeiter sich Mutterratschlägen zuwenden. Ursula Ebert, die Vorkämpferin, stellt die beliebte Beilage zur Beschäftigung der kleinen Erdenbürger an. Aus dem Inhalt des Septemberheftes: Selbe Ebert-Mutter, Was man dem Kleinkind vom Gesicht ablesen kann — Bedrohlich Emma-Fondb; Kinder im Kindergartenheim — Dr. Eva Wendorf; Wiehen unsere Kinder umgebildet — Dr. med. Durand-Weber; Kranke Beine, Gesunde Beine usw. Beilage „Wir spielen“, Rastanten, Eichen, Zapfen — Rätsel, Vorkämpferin — Briefkasten.

Käselecke

Wer errät?

Aus der Reichshauptstadt kam ein Unternehmungsküster nach einem Baderort und eröffnete dort eine Diele. Wie hieß dieselbe? Hier ist der Schlüssel dazu:

2, 3, 4, 5,	Tier der warmen Zone
4, 5, 6	= lagenhaftes Wesen
1, 2, 3, 4, 5, 6	= Getränk
6, 7, 8, 9	= Tier des Waldes oder Stalles
8, 9	= Hirnwort
11, 12	= Verhältniswort
7, 8, 9, 10, 11, 12	= Ort
11, 12, 1, 2,	= alter Stamm in Peru.

Umwandlungs-Aufgabe

Regen, Kufen, Falke, Krone, Gitter, Erbe, Salat, Enten, Loh, Esen, Otter, Rüte, Seine, Braun, Rebe, Cöde. Die vorkommenden Wörter sollen in sich so umgewandelt werden, daß deren Anfangsbuchstaben ein Sprichwort ergeben.

Käselaufösungen

Zahlenrätsel: $64 + 26 + 70 = 160$
 $42 + 78 + 40 = 160$
 $54 + 56 + 50 = 160$
160 160 160

Buchstaben-Rätsel: Lagunen — Launen.

Richtige Lösungen fanden ein: Julius Grimmner, Georg Hammer, Karlsruhe; Ludwig Neff, Hagenfeld; Karl Angerer, Spielberg; Fritz Häfke, Rotenfels (Murgtal).

Witz und Humor

Schottische Geschichten

Die Fahrkarte. Ein kranker Schotte fuhr nach London; er wollte sich operieren lassen. Der Schaffner bemerkte, daß der Alte bei jeder Station ausstieg und knapp vor der Abfahrt des Zuges wieder einstieg.

„Was machen Sie immer draußen?“

„Ich löse mir bloß die Fahrkarte bis zur nächsten Station. Sie müssen nämlich wissen: ich habe einen Herzfehler und London ist weit.“

Der Gipfel. Von einem besonders geizigen Schotten wird berichtet, daß er seine Uhr nicht mehr aufzog, weil er die Turmuhr vom Rathaus täglich schlagen hörte, und daß er keine Tapeten an die Wand nagelte, damit er sie bei jedem Umzug wieder mitnehmen konnte. Das ist sicher derselbe gewesen, der, als er Selbstmord begangen wollte, in die leere Wohnung seines Freundes schlich, weil er sich dort kostenlos mit Gas vergiften konnte.

Die Zeitung. Der Redakteur einer großen Londoner Zeitung erhielt nachstehenden Brief: „Herr! Wenn Sie nicht endlich aufhören, faule Witze über die spärlichen Schotten zu veröffentlichen, werden ich und alle meine Freunde nie mehr Ihre Zeitung lesen, wenn wir den Lesesaal der Frei-Bibliothek besuchen! Ein Schotte.“

Der Kavaliere. Ein Schotte wurde gefragt:

„Wie wars denn gestern mit der Lissa? Teure Sache, was? Wieviel hast du ausgegeben?“

„Vier Schilling“, jagte der Schotte. „Mehr hatte sie nicht bei sich.“

Der Anzug. MacNaber, der Schneider, hatte unter seinen alten Ladenbüchern sechs 50-Schilling-Anzüge, die er durchaus nicht loswerden konnte. Sein Freund Sande jedoch wußte Rat. „Mac“, sagte Sande, „du paßt die sechs Anzüge in ein Paket, laßt 'ne Rechnung bei fünf fünf Anzüge à 60 Schillinge und schickst den ganzen Jimmt an Mac-Dougal. Der denkt dann, du hast dich verabschiedet und nimmst dir den ganzen Schmutz ab.“ „Du hast doch n'Köpfchen Freund!“ rief bewundernd MacNaber und ging sofort ans Einpacken. — Acht Tage später kam er erregt zu Sande gerannt. „Angehört hast du mich mit deinem dummen Rat! Schick's Mac-Dougal, und was tut der Schuft? Er schickt mir fünf Anzüge zurück und schreibt, er hätte nichts bei mir bestellt!“

Der Stotterer. Mr. Macpherson aus Aberdeen hat ein Verfahren entdeckt, seine stotternden Landsleute zu heilen: er läßt sie auf ihre eigene Rechnung mit London telefonieren — und bei Ferngesprächen kostet bekanntlich jede Minute Geld.

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur S. Winter, Karlsruhe.

In Amerika liegen die Dinge kaum anders. Alle amerikanischen Autoren, die über das Niveau fleißiger Magosinsgeschichten-erzeuger hinaustragen, führen einen erbitterten Kampf gegen den höchsten Vertreter des kalten Verstandes und der nüchternen Sachlichkeit: gegen den **W i r g e r**. Sie verspotten ihn, sie kerkern ihn, sie zeigen seine feilsche Erbärmlichkeit, seine Kleinheit, seine Dummheit. Und sie reden alle der romantischen amerikanischen Jugend, die ein genau eingeteiltes und vorhergesehenes Leben gegen das unbestimmte und gefahrenvolle Reich der Leidenschaft und des Abenteuer eintauschen will, das Wort. Weber Vergesheimer noch Sinclair Lewis, weder Nathan Asch noch John Erlline, weder John dos Passos noch Max Eastman, weder der alte Dreifler noch der gewis seiner Gehirnverletzung verdächtige und doch jeden Augenblick ins romantische Land ausschweifende Anton Sinclair sind schon brav neuwächtig und verworren Reportage und Dichtung.

Doch man sachlich, Nordentend, scharf kritisch sein muß, ohne deshalb schon doctilos zu werden, beweisen in Deutschland Kritiker wie **R i n g e l n a g** und **K ä s t n e r**, beweist unter den Verfassern der Kriegsbücher **Arnold Z w e i g**, dessen „Erische“ den Krieg leidenschaftlicher und wirkungsvoller verweist als die Schlachtfeldreportagen. Sie sind beide im geheimsten Winkel ihres Herzens Romantiker. Jeder wirkliche Dichter ist ein heimlicher Romantiker, selbst **J o l a** war es, der den Naturalismus gepredigt und verwirklicht hat. Es kann keiner ein Dichter sein, ohne das Bild eines Wunschlandes in seiner Seele zu tragen, es kann keiner dichten, ohne zu träumen. Mit Wortspielereien läßt sich freilich beweisen, daß der Dichter, der seine hohe Verantwortung vor seinem Gewissen trägt und vor der Nachwelt, unter dem Tageschriftsteller steht. Aber all diese Wertungen sind abern, denn sie versuchen Unvergleichbares zu vergleichen. Die Dichter sind so notwendig, wie die Reporter; ein **Georg Hauptmann** wird nicht unbedeutender, weil es einen **Egon Erwin K i s h** gibt, ein **Josef Roth** verliert nicht an Wert, weil wir einen **Stefan George** erleben. Doch einer beides sein kann, das einer aus dem Abbild des Tages Sinnbild für die Zeit zu formen vermag, wie **Heinrich Mann**, ist ja selber eine Ausnahme.

Die Vermirung der Begriffe „Dichter“ und „Reporter“ hat für das revolutionäre Schrifttum noch eine verhängnisvolle Vermischung zur Folge. Der Reporter erfüllt seine Aufgabe im Schildern vollzogener Revolutionen. Ihre Niederschrift soll als Beleg dienen, Geschichte soll kommende Tat bewirken. Die Aufgabe des Dichters aber ist nicht die Darstellung der Revolution, sondern ihre seelische Vorbereitung. Es muß einmal offen gesagt werden: die dichterische Durchgestaltung eines typischen, zum Gleichnis erhobenen tragischen Menschenlebens wie etwa des „Hinfemann“ von **Ernst T o l l e r** ist für die Revolutionierung des menschlichen Bewusstseins bedeutungsvoller als die feinsten und präzisesten Schilderung eines, gestern oder vorestern geschehenen Aufstandes. Denn um Geschichte lebendig zu machen, reicht ja die Kraft des Reporters nicht aus; das ist auch nicht seine Aufgabe. Da müßte wiederum ein Dichter kommen, wie **Hauptmann**, der den Bauernkrieg lebendig machte („**Florian Geyer**“ oder den Weberaufstand). Nicht daß in einem Roman oder in einem Theaterstück revolutionäre Vorgänge dargestellt werden, ist wichtig und entscheidend, sondern daß von einem Roman oder Theaterstück revolutionäre Wirkungen auf Leser und Zuschauer ausgehen. Das größte Donnerwetter aber kann ohne seelisches Echo verhallen, das leiseste Wort eines verpontenen Kritikers die Seele eines Menschen umgestalten und ihn innerlich zum Rebellen machen.

Reporter sind Vorposten im sozialen Kampf, Patrouillen, die die vorderste Reihe der feindlichen Front abhocken und abtasten. Dichter sind die große Abde, die die Soldaten erfüllt, der Traum von Morgen, der Blick über die Fronten ins Herz des Feindes. Welche Armee kann kämpfen, kann siegen ohne den Geist, der auch im letzten Krieger lebendig ist?

Im fünften Erdteil

(Tagebuch einer Weltreise.)
Von Kurt Offenburg.

Brief über Mr. J. C. L.

Dear Mr. Roche; ich habe Ihnen nie dafür gedankt, daß Sie mich mit Mr. L. bekannt gemacht haben. Unter den hundert Menschen, die ich während meines Aufenthalts in Australien traf, sind ein Dutzend, deren ich mich auch nach einem Jahrzehnt noch erinnern werde. Mr. L. ist eine dieser hervorragenden Persönlichkeiten.

Wir saßen in Ihrer Office im „Australia Hotel“ und unterhielten uns über Europa, als Ihre Sekretärin hereinkam und sagte, Mr. L. wolle Sie sprechen. „Ich werde Sie vorstellen.“ sagten Sie rasch und gingen Mr. L. entgegen.

Seute kann ich Ihnen gestehen: der Mann, der da herein kam und anfang, aus einem alten Stück Papapier irgend etwas Undefinierbares auszuwickeln, — er machte nicht den geringsten Ein-

druck auf mich. Als er umständlich den Bindfaden in die Tasche gesteckt, die kleinen Päckchen aufbewahrt hatte und Wollproben zum Vorschein kamen, da glaubte ich zu wissen, daß er ein Wollagent sei; wahrscheinlich so ein ormer Schluder, der froh ist, wenn er einige Ballen an Hand bekommt, weil es zu einem Sitz an der Börse doch nicht ausreicht.

Man wird die alten europäischen Vorstellungen nur schwer los: beurteilt die Menschen zu sehr nach dem, was sie vorstellen und nicht nach dem, „was einer ist“. Wie es Schopenhauer in einem grimmigen Kapitel formuliert hat. Immerhin, ich hätte vorforschiger sein sollen in meinem raschen Urteil (das ich glücklicherweise bis heute für mich selbst beibehalt), denn Wollen vorher, L., dem Luch für Otto Niemeier, war es mir mit meinem Tischnachborn nicht besser ergangen. Ich sah nur, daß er einen entsetzlich abgeschabten Anzug und tiefe Trouerränder unter den Fingernägeln hatte, und als wir ins Gespräch kamen und später er mit meine Karte gab, da war mein Erstausen nicht gering: Sir Thomas S., der Kohlenmagnat und Politiker.

„Son' kunn“, wie Sie zu sagen pflegen, daß es mir mit Mr. J. C. L. um kein Jota besser ging? Auch von seinen Fragen über Deutschland war ich keineswegs beeindruckt, sie waren so allgemein und wenig präzis. Erst als er über die australische Krise zu sprechen begann, horchte ich auf; da war einmal nicht der bequeme Standpunkt von einer „zufälligen Depression“. Aber die Wollmuster auf seinen Knien, sie irritierten mich noch immer; und noch mehr verwirrte mich, als Sie sagten, Sie hätten Mr. L. von mir erzählt und ich könne vielleicht eine seiner Schaffstationen sehen.

Nun, Sie wissen ja, daß ich eine Woche mit ihm zusammen war; oder Sie wissen bis heute nicht, wie sehr ich von einem Erstausen ins andere purzelte. Als mich Mr. L. morgens im Hotel zu M. abholte, sagte er, ich solle mal rasch einen Blick in seinen Laden tun.

Das Landwarenhaus

Dieser „Laden“, wie er es nannte, hatte nicht seinesgleichen in Sydney, noch in Melbourne. Ich meine, was die Vollständigkeit des Lagers anbetrifft, nicht die Prunbhaftigkeit des Baues. Aber auch er war nicht zu verachten, in seiner Größe wenigstens, dessen Front der Länge des Brandenburger Tors gleichkam.

Welche Bevölkerungsmasse dieses Landwarenhaus verzorgen sollte, war mir zunächst noch ein Rätsel. Ich wußte, daß so Städtechen etwas über 3000 Einwohner und der ganze Bezirk — so groß wie Bessen — nur knapp 16000 Menschen hatte. Ich äußerte meinen Zweifel Mr. L. gegenüber, und als Antwort sagte er nur: „In Gulgong haben wir einen ähnlichen Laden“.

Ich „tat mal rasch einen Blick“ in den Country Store; es dauerte eine gute Stunde. Alles, wirklich alles, was hier zu haben: von der Nähmadel bis zum Stausauger, von böhmischen Kristallwaren bis zum fertigen Damenkleid, vom Pferdeattel und Stiefelwische bis zum Automobil und Traktor, von der Wohnungseinrichtung für Neuerwählte bis zum Grabkranz und Krusifix. Eine besondere Autoanlage mit Tankstelle und Reparaturwerkstätte war diesem Landwarenhaus angegliedert; aber da war auch eine — Bank. Zwar wurden nur in seltenen Fällen Barkredite gegeben, aber das System war das gleiche: Kredite (Waren) gegen Sicherheiten (Ernten).

In diesen Zweig des Geschäftes konnte ich nicht „mal einen raschen Blick tun“; ich entdeckte den Zusammenhang erst viel später, als ich mit Mr. L. auf seinen Schaffstationen war und eine seiner Mühlen besuchte. Sie war modern, diese Mühle, mit allen technischen Errungenschaften ausgestattet: der Weizen wurde auf dem laufenden Band transportiert, und das in weiße Leinwand verpackte Mehl kam von der automatischen Wage direkt in die bereit stehenden Eisenbahnwaggons. Aber ich sah auch die andere Seite: **K l e i n f a r m e r** kamen und brachten einige Sad Weizen zum Mahlen. Geld hatten sie keines, um den Mahllohn zu zahlen, also bezieht die Mühle einige Prozent Mehl für sich. Das ist eine klare Rechnung: Leistung gegen Leistung!

„Nein“, sagte der Farmer, mit dem ich mich darüber unterhielt. Ich sah neben ihm auf dem Trittbrett seines klapperigen Autos; er wartete, bis er seinen Weizen hinein bringen konnte. „Da stimmt etwas nicht. Ich gebe zwölf Kubfel Weizen.“ erklärte er umständlich, „das sind 140 Pfund Mehl. Ich aber bekomme nur...“ Er nannte eine Ziffer. Weshalb er nicht vorziehe, den Mahllohn in bar zu zahlen. Er wandte mir das Gesicht zu, als wollte er sich den Dummkopf, der eine solche Frage stellen konnte, einmal näher ansehen.

„Damm' man, ich habe keinen Penny.“ Und ich entnahm aus seinen Antworten auf meine Fragen, daß er beim Storekeeper — also Mr. L. in diesem Falle, irgendwo anders ist es Mr. J., D. oder J., es besagt nichts gegen sie, sondern nur gegen das System — mit 150 Pfund Sterling in Schulden war. Wofür? Für Saatgut, Benzin, ein wenig Kleidung und kleine Haushaltungsnotevendigkeiten. Auch Bargeld? Ja, manzia Pfund habe er aufnehmen müssen. Und die Sicherheiten, die er Mr. L. gegeben habe? Wolle und Weizen gehöre ihm im Wert von 150 Pfund zuzüglich der Zinsen.

„Das ist interessant.“ sagte ich. „und wer leidet die Presse für den Weizen und die Wolle fest? Sie oder Mr. L.“

„Der Teufel fest sie fest“, antwortete der Farmer, „sie nennen es Marktpreise.“

Er stand auf und ging in die Mühle. Marktpreise?, sagte ich mir, daran ist nichts Ungerechtes. Keiner von Beiden verliert etwas. Würde der Farmer am freien Markt verkaufen, bekäme er auch nicht mehr als den geltenden Preis, den ihm Mr. L. in Aurednung bringt. An einem anderen Punkt aber, da scheint mir die Rechnung nicht ganz fair zu sein. Und zwar: der Farmer kauft Waren bei Mr. L., leidet auch etwas Geld. Einmal zahlt er den Profit, der auf die Waren geschlagen ist, ferner die Zinsen für die Baranleihe. Beides, Waren und Geld, benötigt er, um Weizen zu bauen und Schafe züchten zu können. Weizen und Wolle, die für den Farmer im Gestehtungspreis billiger wären, hätte er selbst Bargeld, gehören Mr. L., der den Marktpreis zahlt. Das heißt mit anderen Worten: der Farmer ist der Verkäufer, er durch seinen Laden, zum zweifachen durch den Verkauf der Wolle und des Weizens.

Und dennoch — Sie erinnern sich, Mr. Roche? — Ichrien in Neuseelands die Storekeepers vor einigen Monaten um Hilfe, die Bundesregierung solle ihnen helfen. Sie hätten den Farmer Kredite in der Höhe von 6 Millionen Pfund Sterling gegeben, und die Farmer seien jetzt unfähig zu zahlen, da Woll- und Weizenpreise so entsetzlich tief seien. Daß ein großer Teil der Farmer bankrott ist, stand außer Zweifel; aber durchaus unklar war, wieviel von den 6 Millionen an wirklichen Werten gegeben wurde.

Ende des Briefes über Mr. L.

Als ich in den nächsten Tagen mit Mr. L. seine beiden Schaffstationen besuchte, begreift ich, daß er der König von Mr. ist. Die eine ist 9000 Acres, die andere 12000 groß, und der Schafbestand auf ihnen schwankt zwischen 15 und 18000. Wir fuhrten stundenlang im Auto kreuz und quer, und was er mit besonderem Stolz zeigte, war der Fluß, der durch jede der Farmen fließt. Stredenweise war er übersät mit Trauerweiden.

Dann begegnete mir auf einer der Formen **G o l d b a r b e r n**. Sie hatten ihr Zell neben dem Auto aufgeschlagen, und Vater und Sohn waren gerade dabei, einen neuen Eimer Erde aus dem primitiven Stollen aufzuwinden.

„Sie graben mit meiner Erlaubnis“, sagte Mr. L., „mon muß den Leuten eine Chance geben“.

Es war im alten Goldgräberdistrikt, wo in den sechziger Jahren der große Ruhm war, und Mr. L. behauptete, daß noch für Millionen Pfund Gold hier gefunden werden könne. In der Zwischenzeit beannte er sich damit, die täglich gefundenen Unzen zu Tagespreisen aufzukaufen (im Büro hinter seinem Laden) und die Gräber mit den notwendigen Bedarfsartikeln zu versehen. Weiden Teufel war dadurch geholfen: der Goldgräber war nicht länger arbeitslos in der Großstadt und verdiente, wenn er ein wenig Sachkenntnis in der Goldsuche und Glück hatte, ein oder zwei Pfund im Tag; der Käufer gab Bargeld und Wollen und erhielt dafür — Gold.

Als Mr. L. mir dieses System erklärte, aber stellte ich nicht mehr, daß er ein Genie ist. Ich bin Ihnen dankbar, dear Mr. Roche, daß Sie mich ihm vorgestellt haben.

Arnauten

Hans Fard

Einfindender Schlamm bedeckt die Niederungen. Wege, weid und kaumlos, führen irgendwohin und enden plötzlich, sinnlos, im Morast, im Sand, im jumpfigen Grün. Große, unbewegliche Rückenwärmere, mageren Wollen ähnlich, kimmern im dunstenden Sonnenlicht, das alle Kräfte aus den Gliedern laugt, erschläft und ermattet. Unten schreien ihre Rot und Sehnüchte über die Sümpfe, die Luft singt und dann und wann ertönt der Schrei eines Moorooocel.

In den Geböften, armeligen kleinen Hütten, ist dumpfes Leben, ungebunden und doch nur in furchbarer Enge sich regend. Die Geräte sind ungeschlacht, stammen aus fernem Zeiten, dünnen verbraucht und überflüssig. In nichts spiegelt sich das Licht, nichts ist hierde. Anlässe zum Schönen, Hellen ersiden im Schmutz, verberben in der Unbekümmertheit nur auf den Augenblick Bedarf nehmender Menschen. Nur die Schafe, feist, lebendig, in großen Massen auf den Weiden, bringen Wärme in das Bild.

Zwei Sinnen liegen im Streit seit urdenklichen Zeiten. Wann er begonnen und warum, wegen Raub, Weibern oder Mord, niemand weiß es zu sagen. Die Urarochäter haben einander bekämpft rücksichtslos, in grauamer Weise, Aug' in Aug' und aus dem Hinterhalt. Großväter und Väter legten den Streit fort, nicht weniger grausom, nicht weniger tückend, und übertrugen ihn weiter auf die Jüngsten der Sippe. Im Tale haßt der eine, in den Bergen der andere feindliche Clan.

Einmal in vielen Monaten kommen die von den Bergen in die Tiefe. Zum Markt. Mit dem einzigen, was sie haben: der Schaf-

herde. Dann otern sie viele Stunden dem Umweg um die Hüften ihrer Gegner, der Schote wegen, die ihr Brot sind.

Aber einmal war es so, daß sie nicht daran denken durften, den Umweg zu machen. Beim Abstieg überfiel sie ein Unwetter. Bitte durchfurchten das Schwarz der Wolken, der Boden bedte unter den Füßen, Wassermassen kamen vom Himmel, schwerten die Erde von den Felsen, über die, glatt und schlüpfrig, erschreckt die Herde floh, hinauf, hinunter, durch Schluchten und über unwegame Wände. Die Jagd nach den Tieren war mühsam, gefährlicher als Monate Arbeit es waren. Tage verstrichen. Als sie im Tale anlangten, mit weniger Köpfen in der Herde, waren sie in Zeitnot. Es war bereits der letzte Markttag. Sie mußten nun durch das Dorf ihrer Feinde, sollte ihr Weg nicht umsonst gewesen sein.

Seltsame Gestalten, blond und schneebartig, mit brennenden Augen, fleischlosen Gesichtern, hart, kantig und dunkelhäutig. Fehen, gebleichte Tierhäute hingen über ihre Schultern, in Fehen saßen ihre Beine. Sie verrieten nicht lange, sprachen nicht viel. Einer mußte in das Dorf, Durchgang erbitten. Die Wahl fiel auf den Jüngsten. Keine Falte regte sich im Gesicht des Blondes, er nickte nur, warf seine Fimte, sein langes Fell ab und lief... .

Meinmal schwang der Dorfsälteste den mächtigen Holzstock und ließ ihn auf eine große, verbeulte Blechboje fallen. Dampf hallten die kurzen Töne zwischen den Hütten. Männer kamen gelauten, Frauen und Kinder folgten in schnellem Schritt. Bald waren der Rufer und der Gesandte umringt von fragenden Augen. Stumm standen sie da, verrieten mit keiner Bewegung ihre Spannung. Der Älteste stellte sich auf einen Stein, warf die Arme empor und trug die Bitte des Blondes vor. Er hielt die Augen geschlossen, sprach langsam, unterbrach sich mitunter und fuhr fort mit Worten, die man im Dorf nie vernommen hatte. Worte des Triumphes. Niemand hörte seine Rede, und als er mit ihr zu Ende und in übertrieben feister Haltung von seinem Standplatz stieg, hielt das Schweigen an. Da entschied er allein die Frage. Die Feinde der Großväter mögen kommen, durch das Dorf ziehen, das Leid werde ferne sein. Er sprach es mit einem merkwürdigen Lächeln um den lippenlosen Mund. Der Abgesandte dankte und lief eilig durch die Gasse stummer Menschen... .

Die Kunde des Blondes erhellte kein Gesicht. Die Bärtigen wiegten sich leicht, schauten zurück, hinauf in das Fessengewir, saßen sich in die Lagen, und die Jungen raunten sich Worte zu, fingerten an ihren Gembriemen. Der letzte Markttag! Ein jeder sagte es sich, dachte an Frauen, Kinder, an das Morgen, an das Leid, die beteten die Tiere auf, irubten sie vor sich her, über den Weg durch die Sümpfe, der Wohnstätte ihrer Gegner zu... .

Die Dorfstraße war leer, Stille über den Geböften, kein Kindereschreien, kein Lachen. Als ob das große Fieber durch den Ort gezogen wäre. Ein Rüter heulte, drohend, unsagbar wild, daß die Schafe sich eng zusammenprekten. Schweigend schritten die Männer neben der Herde her, ohne Haft, feist, ohne den Kopf nur zu wenden. Die Jungen gingen den Gang der Alten, aufrecht als sonst, weniger federnd. Auf den Gesichtern lag Gleichmut, aber in den Augen brannte es, Haß, Furcht, Angriffsfluß.

Als sie an der letzten Hütte vorbei waren, wußten sie, daß der Feind sein Wort gehalten: das Leid werde ferne sein. Die Musfeln loderten sich, der Schritt wurde leichter und die Haltung verlor ihr hölzernes Wesen. Aus den Klauen schwand das Zwiesel an Gleichmut. Schnell sagten sie nun mit schrillen Pfiffen und aufmunternden Zurufen das blödenbe Tierrook über den Pfad. Nur die Ältesten blieben stumm, geheimnisvoll dünkte ihnen der plöbliche Sinneswechsel der Feinde... .

Bunte, abwechslungsreiche Taage hinter sich, erfüllt mit der Sehnücht nach den Bergen, verließen sie den lauten Ort, ohne Herde, mit Säcken und Rissen auf den Rücken, Zucker, Salz, Tabak, wanderten sie auf weiten Umwegen um die Hüften der Gegner den Felsen zu. Bald waren diese überwunden... .

Wo die wenigen Hütten standen, wuchsen schwarze Stangen aus der Erde; Hartholz, das dem Feuer widerstand. Vermüdet die Schafhürden, serkämpft das kleine Maisfeld, das Wasserloch mit Steinen gefüllt, bebudelt — zertrümmert die Kochstelle, die Truben, der Brotafen. Und auf allem lag schwarze Asche, Asche vom Stroh, von den Sonntagsstellen, von Adgeräten, Kinder, Frauen und Greise vertrieben. In die Tiefe, in die Felsen, ins freie Land hinüber? Schweigend harreten die Männer auf die schwarzen Fiede, auf die Reste ihrer Wohnstätte. Der Feind hatte sein Verprechen gehalten: Das Leid war fern von ihnen... .

Welt und Wissen

Der Mann mit dem besten Gedächtnis. Als der Besitzer des besten Gedächtnisses der Welt wird von römischen Blättern ein italienischer Philosophenprofessor Dr. Vincenz Mancini bezeichnet, der erkannte Probe seiner Gedächtnis abgelegt hat. Er ist ein älterer Herr und bereits außer Dienst, der in keinem Bekanntenkreis schon immer den Ruf einer fabelhaften Erinnerungsvermögen besaß. Im Verlauf einer Prüfung, die mit ihm vorgenommen wurde, beantwortete Dr. Mancini alle Fragen über Einzelheiten, die ihm aus dem italienischen Reichstagsbuch vorgelegt wurden,